

(Nachdruck verboten.)

10] Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franto.

„Morgen, morgen,“ sagte er, das Geld einsteckend. Ich danke Dir! Und morgen, so gegen 10 Uhr früh kannst Du mich hier in dieser Bude auffuchen — entweder findest Du mich hier, oder sie zeigen Dir meine Wohnung. Des Geldes wegen kannst Du ruhig sein. Haben mich auch meine lieben Verwandten unter Kuratel genommen, ich werde mir schon Rath zu schaffen wissen!“ — Er wandte sich wieder zum Wirthshaus, blieb aber noch einmal stehen und sagte: „Vielleicht gehst Du mit mir? Komm, wir wollen plaudern!“ Doch mich erfaßte Ekel vor dem Elenden und vor der schmutzigen Kneipe, und ich wies seinen Vorschlag zurück.

„Ich danke, Baron!“ sagte ich, „ich habe noch eine wichtige Arbeit und muß nach Hause.“

„Pfeif' auf alle Arbeit! Komm mit mir!“

Doch ich begann mich bereits zu entfernen.

„Willst nicht?“ rief er mir nach. „Hol' Dich der Teufel! Ich werde ohne Dich fertig werden. Und vergiß nicht, morgen zu kommen. Du sollst eine schöne Geschichte von Deinem lieben Weibchen, von dem Engel, zu hören bekommen. Ha, ha, ha!“

Wie von Wölfen gejagt lief ich davon und die ganze Nacht könte mir das gemeine Lachen in den Ohren. Du kannst Dir denken, welche Angst mich folterte, welche Unruhe die ganze Nacht hindurch meine Seele bedrängte. Mit welchem Rechte wagte es dieser Elende, an diesem Orte und unter solchen Umständen Deinen Namen zu erwähnen? Auf welche Geschichte berief er sich? Was wird er morgen erzählen? Zwar, so wie ich ihn kannte, mußte ich voraussehen, daß es eine Gemeinheit oder eine dumme Klatscherei von seiner Seite geben werde, und dennoch — so elend ist die menschliche Natur — erwartete ich mit ungeduldiger Unruhe den andern Tag. Du wirst es mir gewiß nicht verübeln, meine Theure,“ fügte der Hauptmann mit einem herzlichen Händedruck hinzu, „es handelte sich gewiß nicht darum, daß ich über Dich etwas Schlechtes zu hören verlangte; nein, das kam mir nicht in den Sinn; in meiner Brust kochte der Zorn gegen den Baron. Ich wollte ihn im nüchternen Zustand sehen und von ihm Rechenschaft verlangen für die Worte, die er in der Trunkenheit gesprochen — und eventuell ihn zwingen, alles zu widerrufen und nie wieder in Zukunft in diesem Tone von Dir zu reden. In diesem Augenblicke fühlte ich mit jeder Faser meines Wesens, wie sehr ich Dich liebe, wie nahe Du mir stehst und wie alles, was nur den geringsten Schatten auf Dich werfen könnte, mich bis in die tiefste Seele schmerzlich berührt.“

Angela hob bei diesen Worten schweigend die Hand ihres Mannes an die Lippen, küßte sie und eine schwere, heiße Thräne fiel dabei aus ihrem Auge auf diese theure Hand.

„Was thust Du, Angela?“ rief der Hauptmann. „Du weinst? Was ist Dir? Er umschlang sie mit seinen Armen, und Angela lehnte sich laut schluchzend an ihn.“

„O, Du mein geliebter Mann!“ sprach sie mit einer von krampfhaftem Schluchzen unterbrochenen Stimme. . . . Wie sehr Du mich liebst! . . . Wie gut . . . wie edel bist Du! — Und womit habe ich . . . das verdient . . .?“

„Beruhige Dich, Angela,“ sagte er, ihr Stirne, Mund und Augen küßend. „Weshalb weinen und in Nüchternheit gerathen? Es ist doch nur meine Pflicht! Würde ich anders vorgehen, so wäre ich ein Ehrloser.“

Es dauerte einige Minuten, bis Angela sich nach diesem neuen Nervenanschall beruhigte und ihren Mann bat, seine Erzählung zu beenden.

„Ich habe nur noch wenig zu berichten,“ sagte er, ihr gegenüber Platz nehmend. „Am andern Morgen erhielt ich Deinen Brief, der mich den Baron und sein trunkenes Gerede vorläufig vergessen ließ. Ich hatte keine Lust mehr, ihn zu sehen, und dachte mit Angst daran, daß er — falls ich jetzt zu ihm komme — sicher meinen würde, daß ich ihn wegen des geborgten Geldes mahnen komme. Ich beschloß also, einige Tage zu warten und heute nur in jenem Wirthshause mich nach seiner Wohnung zu erkundigen.“

Da ich in Dienstangelegenheiten den Ort passirte, trat ich ein und fragte nach dem Baron.

„O, der Baron!“ rief der Wirth. „Schöne Barone schickt man uns hierher! Ein Räuber ist er, kein Baron! Aber gestern haben sie es ihm heimgezahlt. Er begann Streit mit einigen ungarischen Soldaten, fiel über sie her und beschimpfte sie, bis sie ihn aus der Schaustube hinauswarfen. Bald kam er zurück, verhielt sich anfangs ruhig, aber später fing er wieder an, den Soldaten zuzusetzen. Da warfen sie sich über ihn her, schlugen ihn windelweich und rissen ihm Mantel, Säbel und Waffenrock vom Leibe, worauf sie ihn halbtodt auf die Straße hinauswarfen und sich selber aus dem Staube machten.“

„Wo ist er jetzt?“ fragte ich erschrocken.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte der Wirth. „Lange Zeit hörte ich ihn auf der Straße stöhnen, doch da ich keinen Spektakel mehr haben wollte, sperzte ich Thür und Fenster ab und ließ niemand mehr ein. Nachher wurde es still; es scheint, daß er sich in seine Wohnung geschleppt hat.“

„Wo wohnt er denn?“

Der Schenker wies auf ein kleines, einsam im Garten stehendes Haus und sagte, der Baron wohne dort allein, mit einem Soldaten, der ihm zur Bedienung zugetheilt worden sei. Doch heute war der Soldat mit Tagesanbruch fortgegangen und noch nicht wiedergekommen. Gewiß hatte der Baron ihn um Heilmittel oder Branntwein geschickt.

Ich ging auf das Häuschen zu. Es war verschlossen. Ich blickte durch das einzige kleine Fenster. Es war von innen verhängt. Ich klopfte an Thür und Fenster, und rief laut — niemand antwortete. Da rief ich den Schenker herbei, und wir stießen gewaltsam die Thüre auf.

In der engen, dunkeln Stube lag der Baron auf der Erde mit zerrissenem Hemde mit kostbarbeschnittenen Kleidern und Stiefeln. Wir schoben den Bettvorhang zurück und bemerkten nun erst, daß sein Schlaf unnatürlich schien. In der rechten Hand hielt er eine Pistole, und auf der rechten Schläfe sah man eine kleine, mit geronnenem Blute und verspritztem Gehirn verklebte Oeffnung. Auf dem Boden neben ihm war auch eine Blutlache. Papiere oder Briefe wurden keine vorgefunden.

„O Gott!“ lispelte schauernd Angela, die athemlos diesen Bericht angehört hatte.

„Das ist die ganze Geschichte vom Baron. . . . Wie Du siehst, habe ich nichts von ihm erfahren. Hatte er irgend ein Geheimniß, so nahm er es mit ins Grab.“

Angela konnte sich vor Nüchternheit kaum fassen und flüsterte, das Gesicht mit den Händen bedeckend: „Schrecklich! schrecklich! So ein furchtbares Ende!“

„Wirklich, ein tragischer Ausgang!“ sagte der Hauptmann mit Nüchternheit. „Ein Mann von so viel Fähigkeiten, so viel Schönheit, Ansehen und Vermögen! Und das sein Ende!“

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Ich wollte Dir darüber schreiben, aber nachher überlegte ich's mir, daß Du Arme ohnehin genug Verdruß hast, wozu Dich mit derlei Geschichten noch mehr aufregen? Angela, ich bin wirklich Deinetwegen sehr unruhig, wir müssen über die Sache ernstlich nachdenken.“

„Was können wir ausdenken?“ erwidert Angela traurig. „Ja ich weiß es, eine Sache könte mir helfen, aber auf diese eine wirst Du eben nicht eingehen können.“

„Was ist es? Sprich! Wäre es denn möglich, daß ich etwas für Dich nicht thun wollte, was in meiner Macht läge?“

„Es liegt aber vielleicht garnicht in Deiner Macht?“

„So sage doch, was es ist!“ bat der Hauptmann.

„So höre denn, mein Lieber,“ sagte Angela, seinen Hals umfassend und ihren Kopf an seine Brust lehrend. „Lange schon, Sommer und Winter habe ich davon geträumt, diese Stadt, Lemberg, zu verlassen und mich auf dem Lande anzusiedeln. Dort hätte ich Ruhe, die ich hier nie haben werde, und die Arbeit bei der Landwirthschaft, die ich seit meiner Kindheit so liebe, würde meine Nerven stählen und mir das Gleichgewicht wiedergeben.“

„Auf dem Lande wohnen? Sich der Wirthschaft widmen?“ fragte langsam und nachdenkend der Hauptmann. „Nun gewiß, das wäre nicht übel, obwohl mir bisher Deine Vorliebe für das Landleben nicht bekannt war.“

„Du hast nie danach gefragt.“
 „Das ist schon möglich, mein Lieb. Oh, wie gern wäre ich damit einverstanden! Ich trago mich ja schon lange mit ähnlichen Idealen!“

„Ist es möglich,“ rief Angela voller Freude.
 „O ja. Und ich hoffe, daß wir einst im Stande sein werden, dieses Ideal zu verwirklichen.“

„Wann?“
 „Nun, so bald gewiß nicht. Wenn ich pensionirt werde. Denn ich glaube doch, Du würdest Dich nicht von mir trennen und auf dem Lande allein leben wollen.“

„O nein, nein! Um keinen Preis!“ rief Angela.
 „Und übrigens, wohin würdest Du Dich wenden?“
 „Wir könnten uns ein kleines Landgut kaufen,“ flüsterte ihm Angela ins Ohr.

„Kaufen? Ich möchte sogar ein großes Gut kaufen; aber wo das Geld hernehmen?“

„Das Geld — das haben wir ja! Du hast ja Deine Rantion. Für diese Summe könnten wir doch ein Stück Grund einhandeln, wie es für uns nöthig ist, und noch etwas erübrigen, um die Wirthschaft in Gang zu bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Nach der langen, feuchten Trübsal der letzten Wochen magt sich endlich schüchtern die Frühlingsfröhe hervor; um die Mittagszeit werden auf unseren Bierplätzen sogar die Hüte der häßlichen Hüllen gelüftet, unter denen die empfindlicheren Pflanzen sich bergen. Der warme Frühlingsathem, wie er die achtundvierziger Märztag einkleitete, will sich nicht einstellen.

„Wenn ich noch beten könnte, Ich betete für Wien“, sang damals Freiligrath, als am 13. März die Revolution in Wien ihre Bluthaufe empfing. Es war ein proletarisches Aufflammen; denn ein guter Theil der Bürgerschaft war der echte Vorfahre des heutigen Wienerthums, das wird immer klarer. Auch bei der Studentenschaft gefellte sich leidliches zu geistigem Gieud. Es war eine andere Welt, als die des heutigen deutschbühmelen Renommiertudenten. Es gab damals eine Menge von Belletristen, sie hungerten und sie froren; aber sie trugen den Frühlingsglauben im Gemüth, und es befeuerten sie Hoffnung und Begeisterung.

Wir leben gegenwärtig in Tagen, die der Erinnerung Raum gewähren. Wer die Zeitung zur Hand nimmt, der weiß, er wird keinen sonderlichen Aufregungen begegnen. Langsam und stöckelnd geht die ablaufende parlamentarische Periode ihrem Ende zu; auch der Ruhhaudel des Zentrums wegen der Kühne wird die Gemüther nicht mehr aufwühlen; kein größerer Moment verhindert augenblicklich, daß man der Vergangenheit gedächte, jener Vergangenheit, da auch der schmachvoll gefesselten Presse zum ersten Male die Bande gelockert wurden. Die lustigen Geister surrten und schwirrten damals in den Läften; für Deutschland ward erst eigentlich die Karrikatur geboren. Die Rechtsfindigkeit von heute erklärt der satirischen Karrikatur den Krieg. Sie ist pathetisch geworden. Mit dem Scharfsinn, mit dem sie aus Liebtnecht's Breslauer Rede den dolus eventualis herauspückte, um dessentwillen Liebtnecht in diesen Tagen zu Ende läßt, rückt sie nunmehr der Karrikatur zu leibe. Nicht etwa der oder jener Karrikatur, sondern dem Begriff des satirischen Schaugebildes, daß, wie alle Satire, ohne Uebertreibung berechnender Merkmale nicht gedacht werden kann. Aber man ist heutzutage empfindsam geworden und mit stocksteifer Ernsthaftigkeit erklärt man, die Karrikatur an sich habe die Absicht lächerlich zu machen, also sei sie verlegend. So lautet es in dem Erkenntniß wider den Redakteur des „Kladderadatsch“.

Armer Max und armer Moriz! Hütel euch fernerhin, ihr bösen Knaben, die spitze Nase der guten Tante Luise auf eurer Schiefertafel oder in euerem Schreibheft in karrikirenden Zügen festzuhalten. Was Hänschen sich einprägt, wird dem Hans leicht zur zweiten Natur; und so könntet ihr größer werden, aufwachsen in euren böshafsten Neigungen. Das aber wäre von Uebel und eine Gefahr. Früher einmal, da war das ganz anders. Da allerdings entstanden die lustigen Gebilde und ganze Menschengeschlechter durften über sie lachen. Wenn der alte Nabelais, der heute noch den Franzosen als klassischer Typus gallischen Uebermuthes gilt, einen Freßsack schilderte, so ließ er ihn in ergößlichster Uebertreibung erscheinen. Wenn er ein mächtiges Lendenstück etwa verzehrt hatte, so winnerte er: „Habt ihr nichts zarteres denn zu essen, und schlang danach ein Häslein oder zwei hinunter.“ Auf Sir Falkstaff's Wirthsrechnung findet sich neben der Menge von Sekt und neben dem Kapann der Galbspennig für Brot.

Wie viel Bitterkeiten, wie viel Wahrheiten sind in der Verleumdung von groteskem Humor oder von grotesker Satire gesagt worden. Aber die lustigen Gesellen waren den trockenen Geistern niemals nach dem Herzen. Es ist ein wahrer Segen, daß sie in ihrer quackfüßernen Lebendigkeit nicht so leicht zu fassen sind, daß sie gern dem aus der Hand entweichen, der sie ergreift. Wenn's nach dem Sinne der autoritären Kräfte ginge, dann würde es verdammt

langweilig auf dieser Erde. Die Autorität ist streng; wenn man ihr einen Nasenstüber versezt, achtet sie es einem schweren Verbrechen gleich.

Felix Cavallotti, der italienische Politiker und Schriftsteller, der jüngst im Zweikampf gefallen, hat das an einem seiner feingeschliffenen kleinen Dramen erfahren. Wir hatten vor ein paar Jahren das Gedicht in deutscher Uebersetzung auf dem Theater kennen gelernt und mußten uns wundern, daß es solchen Sturm in Italien hervorzurufen konnte. Uns mochte es als ein elegantes Bißspiel erscheinen, als mehr nicht, und dennoch dieser Lärm um eines Nasenstübers willen. Ein pietistisch erzogener Jüngling lernt im Hause eines freisinnigen Verwandten ein Mädchen kennen und lieben. In sein mönchisches Puppenschein kommt Bewegung, kommt Farbe und Glanz, und mit dem Epigramm, daß der junge Mann eines flotten Anzugs wegen zum Schneider geht, schließt die Komödie. Das aber wurde von der Klerisei als Blasphemie empfunden und mit italienischer Gluth wurde um einer zielichen Komödie wegen von Freigeistern und Klerikern gekämpft, als gälte es wirklich einer schweren geistigen That.

In dem Feuer- und Fladergeist des radikalen Gegners von Crispi stat überhaupt viel von dem, was wir Nachgeborenen, die wir leicht kritisch sein können, an den Achtundvierzigern wahrnehmen. Cavallotti hatte nachgeredt. In ihm war ein Stück jener Jugend mit ihren Uebertreibungen, mit ihren Schwärmereien, aber auch mit ihren enthusiastischen Fähigkeiten. Das Streben nach Erkenntniß, nach wissenschaftlicher Erfahrung, das den modernen Sozialismus auszeichnet, soweit er ernst arbeitet, wurde in dieser Jugend von der phantasiervollen Sehnsucht überwuchert. Felix Cavallotti mit seiner ganz merkwürdigen Verschlossenheit vor allem Sozialismus erinnert, wenn auch nicht durch sein Temperament in seiner Geistesverfassung an ähnliche Politiker Deutschlands. In seinen Gedichten herrscht so oft die Phrase, die blanke Phrase; aber wie wirkt sie durch hinreichende, bestechende Form. Tiefgreifende unwählende Gedanken, wie sie manch eifriger Dichter fernab von aller Politik denken kann, sucht man vergebens bei Cavallotti; aber er bringt den Jugendschwung, diese Trunkenheit ohne Wein, wie Goethe es nennt, mit; und um sie möchte man ihn beneiden. In seinen Dramen hallt eine braufende, unbestimmte Freigeisterei wieder, sein Nacherbe von 1848. Aber es lönt, es klingt in allem, was er geschrieben hat. Selbst wo er nur zu kolkern oder zu poltern schien, sprach das erregte Blut, das ewig regsame und unistete Temperament. Für dies Geschlecht gilt das schwere und wehmüthige Wort Shalespeare's nicht: „Reiz sein ist alles“. Sie rühmen sich auch in späteren Jahren ihrer Jugendlichkeit und sind ihr in naiver Weise unterthan. Weil sie sich nicht vertiefen, zersplittert und verrinnt häufig ihre Kraft. Ob gleichen sie rauschenden Bergwässern, die sich keine tiefere Rinne, kein Bett graben. Es ist etwas Fesselndes, etwas Schönes um solche Jünglinge, und doch bedauert man, daß sie sich nicht zur Männlichkeit gesammelt haben.

Freilich ist das ein müßiges Bedauern, wie es heute müßig wäre, zu klagen, daß die Saat von 1848 nicht in die Höhe schöß. Was der Ausaat im zeitigen Frühjahr droht, das ist auch ihr widerfahren. Wie in Jünglingsjahren war der Drang bestiger, als das Zweckbewußtsein entwickelt war. Nicht „alle Blüthenräume reisten“, nicht alle frischen Keime wurden aber vom Raufrost versengt. In allem jugendlichen Schwung, und offenbarte er sich unbeholfen oder phantastisch ausschweifend, liegt etwas, was an helle Freude und Schönheit mahnt. Die That von 1848 an sich ist der Lust werth, wie das Reden wachwerdender junger Glieder und darum schon wäre es engherzig und philiströs komisch, die Erinnerung an den Völkerrühm abzuwehren, weil heutzutage die geistige Revolutionirung sich anderer Mittel bedient, als damals.

Man weiß, welche Elemente aus der Bürgerschaft, hier wie in Wien, sich vorzugsweise an dieser Abwehr betheilig haben. Man weiß, wie sie sich immer mehr verlausulirt hatten und welche lächerliche Jagd nach Ausreden sie veranstalteten, um kein klares Ja und kein klares Nein hören zu lassen. Sie sind karrikatur- und wühlblattreiß geworden mit ihren ängstlichen Erwägungen, wo man überall anstoßen könnte. Wenn die Polizei zur Feier ein Massenaufgebot ihrer Kräfte beordert, das im Hinblick auf die feiernde Arbeiterschaft ganz gewiß überflüssig ist, so handelt sie wenigstens klar im Sinne ihrer Tradition. Die ängstliche Verworrenheit gewisser bürgerlicher Elemente ist das Merkmal, daß der Satire werth ist. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

1d. Vorspiel des Lebens. Die Kaffeegäste saßen noch um den Tisch. In ihren Gesichtern glühte die Hitze vom Genuß des heißen Getränkes, und ihre Augen glänzten vor Freude über den genossenen Kuchen. Einige Reste standen noch auf dem Tisch. Sie lagen in der Mitte auf einem weißen Teller. Trozdem die Hauptperson des Tages, das schwarzgekleidete, edlige Wesen, das auf dem eingeseffenen Sofa saß, zum Zugreifen aufmunterte, wagte doch keines der Mädchen sich an die letzten Kuchenstücke. Die kleinen Mädchen waren in nothdürftig aufgezupften Kleidern und mit frischen, bunten Bändern in den Zöpfchen zum Einsegnungsklafter gekommen. Ihre Tassen, von denen manche ohne Henkel waren, hatten sie zwei oder dreimal geleert und waren nun selig,

Neben dem schwarzgekleideten, eckigen Weien: fast eine große, knochige Frau. Das war die Mutter des schwarzgekleideten Mädchens. Sie rebete ihnen zwar zu, keinen Kuchen übrig zu lassen; aber die kleinen Mädchen haben eine sonderbare Scheu vor großen Frauen, und so blieben die Kuchenreste liegen. Weil nun keine mehr essen und trinken wollte, meinte das schwarzgekleidete Mädchen, sie könnten doch alle ein wenig auf der Straße spazieren gehen. Die anderen stimmten zu und so eilten denn alle hinab auf die Straße. Da war es feucht und glitschig; in die Gassen tropften noch die Reste des Regens vom Dache. Die kleinen Mädchen drängten sich alle um das schwarzgekleidete. Sie waren stolz, mit ihm die Straße auf und ab gehen zu können. Am stolzesten aber waren die Weiden, die an ihren Armen gingen. Mit welcher edlen Großmuth sie auf die anderen kleinen Mädchen blickten, die nicht zum Einfegnungs-Kaffee geladen waren! Und wie stolz sie erst sein wollten, wenn sie zum ersten Mal ein schwarzes Kleid trugen, das bis auf die Füße fällt, und wenn sie sich zum ersten Mal das Haar hochsteckten.

Es fing an leise zu regnen. Das schwarz gekleidete Mädchen nahm sein Kleid auf und sah nach, ob der weiße Rock auch hervorschwimmerte. Dann promenierte es mit seinen Freundinnen weiter. Plötzlich aber bengte sich aus einem Fenster hoch oben die große, knochige Frau. Mit schriller Stimme schrie sie herab: „Anna! Komm' mal sofort oben! Bei dem Wetter mit dem Kleide!“

„O — oh!“ antwortete das schwarzgekleidete Mädchen. „Wenn Du nich sofort kommst, hol ich Dir. Denn mußte aber det Kleid gleich ausziehen!“

Das schwarzgekleidete Mädchen wendete sich um und sagte zu seinen Freundinnen: „Det is ja mein Kleid! Ich hab's mir ehrlich verdient mit Zeitungdragen. Det jehört mir, un damit mache ich, wat ich will!“

Die kleinen Mädchen mit den nothdürftig aufgeputzten Kleidern und den frischen Bändern im Haare nickten und sagten: „Zadock!“ Sie gingen stolz neben dem schwarzgekleideten Mädchen auf und ab . . . in Regengeriesel weiter auf und ab. —

Literarisches.

— In der „N. Fr. Pr.“ giebt Georg Brandes interessante Aufschlüsse über das Verhältniß Heinrich Heine's zu seinen Komponisten. Danach beläuft sich die Zahl der musikalischen Kompositionen zu seinen Gedichten auf 3000, und unter denselben befindet sich die Fülle der schönsten Lieder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Robert Franz und Rubinstein. Nach ihm, mit seinen 8000 Kompositionen, kommt Goethe mit ungefähr 1700 und dann erst folgen in großen Abständen die andern. Am allerhäufigsten, doppelt so häufig als irgend ein anderes Lied, ist „Du bist wie eine Blume“ komponirt worden: von nicht weniger als 160 verschiedenen Tonbildern. Zwei von Heine's Gedichten sind je dreiundachtzigmal komponirt worden: „Ich hab' im Traum geweinet“ und „Leise zieht durch mein Gemüth“. „Ein Fichtenbaum steht einsam“ kommt zunächst an die Reihe. Es ist 76 mal komponirt. 37 mal endlich ist jenes Heine'sche Gedicht komponirt worden, welches häufiger als alle seine übrigen Lieder gesungen wird und das, zuerst ein Studentenlied, nachmals ein Volkslied in Deutschland wurde, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, das Lied von der Loreley. —

Theater.

Im Schauspielhause wurden die „Königskinder“ von Ernst Kosmer und Engelbert Humperdinck am Freitag zum ersten Male aufgeführt. Dies Märchen- und Musikdrama zugleich ist bereits über viele deutsche Bühnen gegangen.

Die Münchener Schriftstellerin, die vor mehreren Jahren unter dem Namen Ernst Kosmer bekannt wurde, ging in ihren Erzählungen und dramatischen Studien von der naturalistischen Methode aus. Sie brachte eine Art von scharfem Geist mit; ein sensibiles, empfindsames Wesen war mit Ironie vermengt. Das sind Eigenschaften, die einem modern nervösen Genre zu statten kommen; sie erheben manchen feinen Detailzug, mit bitterer Offenherzigkeit kann sogar manch' Selbstbekenntniß, manche Familien-Intimität ausgesprochen werden: nur ist keine feste Stärke darin und keine Naivetät. Das Märchen war als Gegenschlag gegen die naturalistische Weise aufgetreten: Ernst Kosmer schrieb die Märchen-dichtung von den Königskindern.

Es blickt aber nicht mit verjornenen, vertrauten Märchenaugen in die Welt. Der Myth hat mehr Theil an ihm, als die Naivetät, und so theilt es das allgemeine Schicksal unserer Märchendichtung, die vom „Talisman“ bis zur „Verjorkenen Glocke“ den lebhaft-allegorischen Charakter trägt. Märchenlust, wie Märchenschauer mögen dabei nicht in reiner Ursprünglichkeit auskommen; Märchen-motive und Reflexionen mit Anzuewendung werden durcheinander geschoben, und weder des Märchens sinnige Einfacht wird beibehalten, noch wird eine starke Gedankendichtung gewonnen.

Droben im verzauberten Hellawald lebt in der Hütte der Hexe eine Gänsemagd, ein sonniges Geschöpf. Wie das Hautendeleir sehnt sie sich nach Menschen drunten im Thale, und es kommt auch ihr Meister, der Königssohn. Er schenkt ihr die Königskrone von Gold und entwindet ihr ihr Kränzlein, das im ersten Liebesrausch entzwei-gerissen. Von nun an sehnen sich die beiden immer nach einander; und diese Sehnsucht überwindet den Hegenfluch, der

das Gänsemädchen im Hellawald bannet; erköst steigt die Magd nieder zu Thal ihrem Königssohn nach. In der Stadt unten finden sie sich, der Prinz und die Prinzessin. Aber die Bürger, die Philister, die sich eine Art von Schattenkönig herbeiwünschen, erkennen mit ihren blöden Augen das Königsblut nicht in den Weiden, und mit Schimpf werden sie verjagt. Nur, wie im „Talisman“, erkennt ein einfältig Wesenbinderkind die Wahrheit: die Verjagten waren der König und seine Frau. Es fiel ein Reis in der Frühlingsnacht. Das Märchen geht trüblich aus. Der Prinz und die Prinzessin kommen nach Hellawald und erliegen dem Hegenzauber.

Dies das Märchen, das eigentlich mehr die Unterlage zum Musikdrama bildet. Darum sei über die Musik Humperdinck's von anderer Feder berichtet.

Für die Hauptrollen, den Königssohn und die verzauberte Magd, hatte sich das Schauspielhaus Herrn Christians aus Wien und Fel. Erl aus Prag verschrieben. Beide Gäste fanden reiche Anerkennung; sie sind sympathisch, ohne durch besondere Originalität zu überraschen. —

— or — Die Musik zu einem tragischen Märchenspiele! Soll sie mit ihren Ausdrucksmitteln den Bildern und Stimmungen des Dichters melodramatische Magdendienste leisten, soll sie durch Kraft und Innigkeit, durch melodischen Reiz, durch harmonische oder kontrapunktische Wunder Proben ihrer künstlerischen Selbständigkeit geben oder soll sie, mit den Worten und der Phantasie des gestalten-den Dichters vereinigt, jene dritte gemeinsame höchste Schönheit erzeugen, welche wir Poesie nennen und die wir gleichsam im Brennpunkte unseres geistig-sinnlichen Daseins, im Gemüthe, als zündenden Strahl empfinden? Nun, nur aus der innigsten Verschmelzung des Poetischen mit dem Musikalischen wird jenes von der persönlichen Wärme des Gefühls erfüllte Kunstwerk hervorgehen, welches die banalen Nührungen des Melodrams ebensofehr vermeiden als sich von den eigenthümlichen Wesenheiten der Tonkunst und der Dichtung ästhetisch durchdrungen zeigen muß. In diesem Sinne und an dieser Forderung gemessen, scheint uns zwischen der Musik Humperdinck's und Ernst Kosmer's Dichtung nicht jener Grad des Einklangs zu herrschen, dessen Erreichung die natürlich hohe Funktion der beiden Künstler hätte sein sollen. Die Musik des Autors von „Hänsel und Gretel“ besißt diesmal allein die Geheimkraft, populär ohne Trivialitäten, poetisch ohne fieberhafte Bizarreien, naiv ohne Aufgeben der künstlerischen Eigensprache zu wirken. In weit breiterem Strome als in seinem Erstlingswerke fließt die Erfindung dahin, welcher zuweilen die dauerhaften Worte des Volksliedes innewohnen, und aus der Instrumentierung ist zumeist jenes dichte Gestrüpp der reich figurirten Mittelstimmen entfernt, welche die Musik zu „Hänsel und Gretel“ so oft mehr gedacht und papieren als empfunden und inspirirt erscheinen läßt. Die leitmotivischen Ideen sind, wenn sie dem jählichen Umgang mit der Natur Ton verleihen, seine Ergüsse einer andachtsvollen Seele, während die dramatischen Momente nach gar zu majestätischen Horizontlinien ausschauen. Für die Erregungen, die Erschütterungen und das Ende des Liebes-spieles fand Humperdinck eine ergreifende Einfachheit, die ohne Sensation und ohne Alltagsphrasen die rührigen Tiefen zweier vereinigter Herzen wieder spiegelt, und ohne orchestrales Blendwerk hebt er die weltvergeßene Romanität des tragischen Märchenspieles empor, welcher der Dichter mit seinen unaussprechlichen Sorgen und Zerkrennungen des Heimklinglalls und der geschminkten Sprachvolkschämlichkeit nicht die ebenbürtige Wahrheit der Natur einzubringen vermochte. Humperdinck's Musik brutalisirt das Dichterwort nicht bis zu einem von Pausen und Cäsuren unterbrochenen Gelasse, aber sie läßt jenen leider auch nicht die Freiheit, welche allein dem Verlangen nach ungeförter Illusion und poetisch geläutertem Realismus genügen kann. Sache von musikalisch-phantastischen Schauspielern wäre es, Sinn und Seele des Dramas und der Musik als eine derartig untrennbare geistige Empfängnis wiederzugeben, daß uns keine Reflexion aus dem lebendigen Genuße des Kunstwerks herausreißt. —

Kunst.

— Zur Großen Berliner Kunstausstellung 1898, die am 28. April eröffnet werden wird, hat am Freitag die Einlieferung der Werke begonnen. Schon jetzt ist die Zahl der Anmeldungen sehr groß, und es scheint, daß wir eine interessante Ausstellung zu erwarten haben. Sie wird vorwiegend nationalen Charakter tragen. — Auch die Münchener Sezessionisten und die Guitpoldgruppe, die sich von der Künstlergenossenschaft abgezweigt hat, werden diesmal korporativ auftreten, ebenso wie schon in den Vorjahren die Dresdener, Karlsruher, Düsseldorf, Weimarer Künstlergruppen. — Die Streitigkeiten zwischen den Dresdener Sezessionisten und Professor Kühn haben sich noch verschärft. Die Vertreter der Sezession haben jetzt erklärt, daß ihr Verein sich unter den obwaltenden Umständen an der Dresdener Ausstellung 1899 offiziell nicht beteiligen werde. — In Düsseldorf plant man eine große nationale Kunstausstellung, verbunden mit einer Gewerbe- und Kunstgewerbe-Ausstellung für das Jahr 1902. —

Geographisches.

— Ueber die Zukunft des Mississippi-Deltas hielt Gorthell der Geographischen Sektion der British Association in Toronto einen Vortrag, der im Anzuge in dem Dezemberheft von 1897 des „National Geographic Magazine“ abgedruckt ist. Am Belize-Arm, einer der vielen kleinen Mündungsarme des Mississippi,

nicht ein altes, vor etwa 200 Jahren erbautes spanisches Magazin, das im Jahre 1877, als die Hafendämme an der Mündung des Südpasses gebaut wurden, ungefähr 10 Fuß tief im Wasser stand, so daß der Meeresspiegel bis an den Bogen über dem Eingangsthore reichte. Als 19 Jahre später ein Theil des Gebäudes abgetragen wurde, zeigte es sich, daß in dieser Zeit die Senkung des Gebäudes in demselben Maße wie in den vorangegangenen 200 Jahren fortgeschritten war; sie betrug in 20 Jahren ungefähr einen Fuß. Da sich die Höhe des Wasserspiegels im Mexikanischen Golfe an anderen Punkten als konstant erwiesen hat, eine Veränderung des Meeresniveaus also ausgeschlossen ist, so kann das Untertauchen jenes Gemäuers seine Ursache nur in dem Einsinken des Deltas haben, das sich auch in Verschiebungen der Wasserstandsmarken und in den Ueberschwemmungen ehemals bebauter Ländereien zu erkennen giebt. Außer in dieser vertikalen Bewegung befindet sich der Boden des Deltas auch in einer gewissen horizontalen Bewegung; eine genau gemessene Grundlinie von 700 Fuß hatte sich im Verlaufe von fünf Jahren um 12 Fuß ausgedehnt. Die Gefahr für die Zukunft des Deltas beruht nun in den durch die Errichtung der Uferdämme veränderten Bedingungen der Sedimentablagerung des Flusses. Durch jene Uferdämme werden Ueberschwemmungen durch den Fluß verhindert und dadurch wird ein Wachsstum der Sedimentablagerungen im Delta unmöglich gemacht, während auf der anderen Seite der Boden des Deltas immer tiefer einsinkt und unter das Niveau des Meeres zu sinken droht. Die Dämme, die die jetzige Generation zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen des Flusses errichtet hat, werden in späterer Zeit die Ursache für den Untergang des ganzen Deltas sein, wenn nicht zu rechter Zeit, ähnlich wie in Holland, das Meer durch mächtige Dammbauten an einem Uebersinken des Deltas verhindert wird. (Geograph. Zeitschr.)

Medizinisches.

8. Ein merkwürdiges Herz besitzt ein 17jähriger Mann, der neulich der Wiener Gesellschaft der Ärzte vorgestellt wurde. Derselbe stand seit längerer Zeit wegen Lungenwindsticht in Behandlung und wurde vor zwei Tagen von heftigem Herzklopfen befallen. In der Umgebung der ganzen Herzgegend erhielt man beim Klopfen einen hohlen Schall, vor dem Herzen waren Rasselgeräusche vernehmbar, und in der Herzgegend fühlte man vereinzelte Luftblasen unter der Haut. Das Merkwürdigste aber war, daß die Herztöne zuweilen auf eine Entfernung von 1 1/2 Meter von dem Kranken weg gehört werden konnten. Der Arzt meinte diese wunderbare Erscheinung dadurch erklären zu sollen, daß entweder eine tuberkulöse Kaverne durch das Brustfell hindurch gebrochen sei und Luft vor das Herz habe gelangen lassen, oder daß sich Luft zwischen Brustwand und Lunge angeammelt habe.

Astronomisches.

— **Antares-Bedeckung.** In der Nacht vom Sonntag, den 18., auf Montag, den 14. d. M., findet das seltene Ereigniß statt, daß der Mond einen Stern erster Größe bedeckt. Es ist der hellste Stern im Sternbilde des Skorpions, Antares genannt, welcher diese auch mit freiem Auge sichtbare Erscheinung darbieten wird. In Berlin tritt der Stern um 3 Uhr 51.6 Minuten hinter den hell erleuchteten Mondrand und erscheint um 4 Uhr 59.8 Minuten am dunklen Mondrand wieder. Der Ort des Eintrittes am Mondrand liegt 97 Grad östlich vom Nordpunkte des Mondrandes und der Ort des Austrittes 100 Grad westlich vom Nordpunkte. Der Stern Antares zählt zu den rötlichen Sternen am Himmel und ist ein Doppelstern. Der Begleiter ist siebenfacher Größe, von grüner Farbe und steht nur 3.3 Bogensekunden vom Hauptstern entfernt. Da der Begleiter gerade westlich vom Hauptstern steht, wird derselbe einen Augenblick früher bedeckt und ebenso tritt er um das gleiche Zeitintervall früher hinter dem Monde hervor. Der Begleiter vom Antares wurde gerade bei einer solchen Gelegenheit der Bedeckung im Jahre 1819 entdeckt; auch zeigen die wenigen Augenblicke, welche zwischen dem Wiedererscheinen des Begleiters und des Hauptsternes liegen, daß die grüne Farbe dem Begleiter eigen und nicht eine Kontrastwirkung des rothen Antares ist.

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Ueber eine merkwürdige Veränderung von Silbermünzen durch Einwirkung des Sonnenlichtes berichtete Professor Dr. Erdmann in Halle in der letzten Sitzung des naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen. Der Direktor des archäologischen Museums zu Halle, Professor Dr. Robert, hatte bemerkt, daß einige der in der Münzsammlung befindlichen Tetradrachmen, die etwa aus dem Jahre 500 vor unserer Zeitrechnung stammen, eine merkwürdige Veränderung an der dem Lichte ausgesetzten Seite zeigten, und glaubte für diese das Sonnenlicht verantwortlich machen zu müssen. Diese Annahme hat sich nach der „Zeitschr. f. Naturwissensch.“ in diesem Falle bestätigt. Die chemische Untersuchung ergab nämlich, daß die obere Schicht der Münzen aus Chlor Silber bestand, das sich vermuthlich durch Jahrhunderte langes Liegen im Meerwasser oder in hochsalzhaltiger Erde gebildet hatte. Nun ist es bekannt, daß das

Chlor Silber, das seinem Silberwerthe nach einer Legirung von 75 pSt. Silber und 25 pSt. Kupfer entspricht, zur Prägung von Silbermünzen benützt wurde, so z. B. im 16. Jahrhundert in Freiberg i. S., wo man damals reiche Funde von Horn Silber gemacht hatte, dessen Verarbeitung auf Silber mancherlei Schwierigkeiten bietet. Es galt also, zu entscheiden, ob auch die vorliegenden altgriechischen Münzen aus Chlor Silber geprägt waren. Die Chlor Silber Schicht machte nur ein halbes Gramm aus, und nach ihrer Entfernung kam sehr reines Silber zum Vorschein, das Kupfer nur in äußerst geringen Spuren enthalten kann. —

Humoristisches.

— **Mißglückte Kontrolle.** Herr Huber, der am Sonntag Nachmittag ins Gasthaus geht, nimmt hierzu auf Drängen seiner Frau sein fünfjähriges Söhnchen mit. Frau Huber möchte nämlich schon längst geru einmal bestimmt wissen, wie viel denn ihr Mann eigentlich trinke. Dazu hat sie sich nun eine schlaue List eronnen. Sie steckt dem kleinen Maxl heimlich zehn Fünfspennigstücke in die rechte Hosentasche und giebt ihm den strengen Auftrag, jedesmal, wenn der Vater eine neue Maß bekomme, heimlich ein Geldstück in die linke Tasche hinüberzustecken; wenn sie dann heimkämen, solle der Kleine ein Stück Kuchen erhalten. — Ruhig und mit pyffigem Lächeln wartet Frau Huber die Heimkehr ihres Mannes ab, obwohl sich diese heute mehr als sonst verzögert. — Endlich kommt er mit dem Kleinen an. Sobald dies unbemerkt angeht, wird Maxl auf die Seite genommen. „Nun, wie viel Maß hat der Vater getrunken?“ fragt sie neugierig.

„I weiß's net!“ schluchzt Maxl.
 „Was?“ ruft sie empört. „Hast Du denn nicht die Fünfspennigstücke in die andere Tasche g'steckt?“
 „Ja,“ heulte der Kleine, „aber der Vater hat's g'merkt. Nachher, wie er kein Geld mehr g'habt hat, hat er mir alle meine Fünfspennig' auch noch versoffen!“ —

— **Widerlegt.** Bauer (mit den Händen in den Rocktaschen durch die Straßen gehend): „Da sagt man alleweil, daß es in der Stadt so viel Taschendieb' giebt! . . . Meine zwei Handläs' sind alleweil noch drin!“ — (Flieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Von je 1000 Erdbewohnern leben 558 in Asien, 242 entfallen auf unser Europa, weniger als die Hälfte davon, nämlich 111, leben in Afrika und 82 in Amerika. 5 befinden sich auf dem Ozean und in den Polargebieten und nur 2 in Australien. Daraus ergibt sich, daß Asien allein mehr als die Hälfte aller Menschen birgt, während nur ein Viertel der gesammten Menschheit in Europa lebt.

y. Die Auswanderung über Bremen betrug im Februar dieses Jahres 4012 Personen gegen 2386 im Februar 1897 und gegen 3319 im Januar d. J. —

— **Nicht für Damen.** In dem Verzeichniß der Vorlesungen an der Universität Kiel findet sich der Vermerk, daß die mit einem * versehenen Vorlesungen weiblichen Zuhörern nicht zugänglich seien. Zu den durch den Bädersterne als „nur für Herren“ bestimmten Vorlesungen gehören: Geschichte Israels, Ethik, Minit der Zahn- und Mundkrankheiten, Nibelungenlied, Zivilprozeßrecht, Religionsphilosophie, Kristallographie und Mineralogie und andere gefährliche Sachen. —

t. In Königsberg i. Pr. ist auf dem Grundstück eines Apothekers eine Mineralquelle erbohrt worden, deren Wasser nach seiner Zusammensetzung an die Steinbadquelle in Teplitz erinnern soll. —

— Die Lehrerseminare in Bromberg und Pr. Friedland sind bis auf weiteres geschlossen worden. Unter den Höglungen waren Massenerkrankungen an Diphtheritis und Influenza erfolgt. —

— In der Abwesenheit der Eltern warfen die Kinder eines Arbeiters in Rojewo die Lampe um. Bei dem entstehenden Brande verbrannten zwei Kinder vollständig, zwei wurden schwer verletzt gerettet. Die Mutter kam hinzu und erhielt ebenfalls Verletzungen. —

— Der Sohn einer armen Wittve in Ramslau (Schlesien) fand die Brieftasche eines Viehhändlers mit 1400 Mark Inhalt. Großmüthig gab ihm dieser — 2 Mark Belohnung. Der Vormund hat indeß den Antrag auf Zahlung des gesetzlichen Finderlohnes gestellt. —

— Die Hungersnoth in Slavonien greift um sich. Es giebt kein Saat Korn mehr, viele Bauern reißen die Häuser ein und verkaufen das Bauholz, um sich vom Hungertode zu retten. Ein Fall von Hungertod ist bereits festgestellt. —

— Am Donnerstag begann vor dem Brüsseler Zuchtpolizeigerichte ein Massenprozeß gegen die Inhaber dreier vor längerer Zeit aufgehobener Spielhöllen. Die 33 angeklagten Personen waren bei allen drei Raubnestern betheiliget. Die Hauptpersonen sind Franzosen beiderlei Geschlechts; Belgier, darunter Träger adliger Namen, dienen als Strohmänner, Geschäftsführer und Schlepper. —